

BESPRECHUNGEN UND ANZEIGEN

Richard Pittioni, Urzeit von etwa 80 000 bis 15 v. Chr. Geb. Geschichte Österreichs, Band I/1 und 2. Wien, Österreichische Akademie der Wissenschaften, 1980. IX + 160 Seiten mit 31 Abbildungen und VIII + 220 Seiten. – S 280,- + S 245,-.

Der erste Band, der von der Akademie-Kommission für die Geschichte Österreichs herausgegebenen Geschichte Österreichs, stammt von dem Nestor der österreichischen Vor- und Frühgeschichtsforschung Richard Pittioni, der schon im Jahre 1954 die damals maßgebliche Zusammenfassung »Urgeschichte des österreichischen Raumes« veröffentlicht hat. Keiner wäre also mehr dazu vorausbestimmt, nun die grundlegende Publikation der Akademie-Kommission vorzulegen, deren Problematik Adam Wandruszka und Anna M. Drabek als Einleitung dargelegt haben. Auf genau 100 Seiten (S. 3–102) dieses ungeheure Sachgebiet darzustellen ist gewiß eine große Kunst. Die Abschnitte Lithikum, Keramikum, Metallikum mit jeweils vier Unterteilungen nehmen in dieser Reihenfolge an Umfang zu. Ihre Untergruppen gehen dann in die Besonderheiten der oftmals örtlich gebundenen Einzelformen und Regionalgruppen ein. Auch als Nichtfachmann auf diesem speziellen Fachgebiet kann man sich ein Urteil bilden, wie instruktiv und übersichtlich damit der gewaltige Stoff gegliedert ist. Die letzten 60 Seiten sind der Abbildung und Kommentierung einzelner herausgehobener besonderer Stücke aller dieser Entwicklungsstufen gewidmet, wobei Oberösterreich mit 6 Tafeln aus Hallstatt und je einer Abbildung aus dem Fund von Uttendorf bzw. Sunzing vertreten ist. Das ist ziemlich genau ein Viertel des ausgewählten Materials, woraus man die grundlegende Wertigkeit der betreffenden Landschaften entnehmen mag. Zum Text oder seinen Einzelheiten Stellung zu nehmen erübrigt sich an dieser Stelle, da er in allen Einzelfragen im zweiten Band dokumentiert ist, welcher die Anmerkungen und Exkurse zum Buchtext enthält und weiter eine wertende Literaturübersicht gibt über fünfundzwanzig Jahre Urgeschichtsforschung in Österreich 1954–1978. Nimmt man die Einleitung zur Hand, so sieht man, daß von den österreichischen Bundesländern lediglich Oberösterreich mit den beiden Büchern von Josef Reitinger: »Die urgeschichtlichen Funde in Oberösterreich« (Linz 1968) und »Oberösterreich in ur- und frühgeschichtlicher Zeit« (Linz 1969) eine umfassende Zwischenbilanz besitzt bzw. besessen hat. Da Pittioni naturgemäß immer wieder auf diese regionale Bearbeitung zurückkommen muß, ist es notwendig, diese stets zum Vergleich heranzuziehen, so daß sie mit der neuen Übersicht keineswegs überholt erscheint. In manchen Punkten, gerade bei den neu erarbeiteten Forschungsmethoden – Pittioni geht immer wieder auf Datierungsfragen ein –, liegen natürlich differente Auffassungen vor, zu denen eine Stellungnahme den Fachzeitschriften vorbehalten bleiben darf. Über den Haupttext und zu den Literaturübersichten liegt kein Index vor. Man muß daher, wenn man über einzelne Fragenkomplexe Auskunft sucht, zu dem eingehenden, vier Seiten umfassenden Inhaltsverzeichnis greifen. Die einzelnen Ortsnamen wird man dort aber natürlich auch nicht finden können. Die Benützung als Handbuch setzt

demgemäß einige Kenntnisse voraus. Andererseits ist der zweite Teilband sowieso nicht für den Laien geschrieben, denn die Behandlung der überaus zahlreichen Einzelaufsätze und Fundpublikationen ist eine nicht einfache Lektüre. Das soll keine Kritik, sondern eine Feststellung sein, es ist kaum vorstellbar, diese umfassenden Kenntnisse und Belesenheit anders darzulegen und an die Wissenschaftler weiterzugeben. Die Gliederung des zweiten Halbbandes ist mit der des Textbandes nur in den Hauptgruppen identisch, nimmt aber bei jedem einzelnen Abschnitt auf die Seitenzahl jenes Bandes Bezug. Die nicht unwesentlich erweiterte Untergliederung gibt die Möglichkeit, eine Fülle von Problemen bzw. ihre bisherige Erfassung gesondert und nach der gegebenen zeitlichen Begrenzung erschöpfend darzustellen. Ein Anmerkungsapparat ist nicht vorhanden, doch gewinnt man ihn dadurch, daß man bei der Lektüre beide Bände nebeneinander liegen haben kann. Schließlic ist festzuhalten, daß der Stand der Kenntnisse über das oberösterreichische Material entsprechend berücksichtigt ist, so daß diese Geschichte der Urzeit auch für unser Bundesland im Rahmen der Entwicklung auf österreichischem Boden für jeden Interessierten unerläßlicher Besitz sein wird.

Kurt Holter

Stadtmuseum Wels, Katalog. Vorgeschichte – Römerzeit – Frühgeschichte. 22. Jahrbuch des Musealvereines Wels 1979/80, Wels 1981. 152 Seiten mit zahlreichen Abbildungen. S 120,-.

Als im Juni 1976 die archäologische Schausammlung im Stadtmuseum Wels eröffnet worden war, konnte der Besucher sich anschließend von der Fülle der im adaptierten Gebäude aus der Jahrhundertwende zur Ausstellung gelangten Bodendenkmäler, angefangen von neolithischen bis frühmittelalterlichen, überzeugen und das gewissermaßen realisieren, was zuvor von Rudolf Noll, dem die Ausstellungskonzeption oblag, in seinem Festvortrag für einen engeren zeitlichen Rahmen: das römische *Ovilavis*, umrissen worden war¹. Erregte das eine oder andere Exponat die Aufmerksamkeit des Besuchers, so gab es außer einer von Wilhelm Rieß verfaßten Informationsbroschüre keine einschlägige Publikation in Katalogform, der Detailangaben entnommen hätten werden können². Fünf Jahre nach der Eröffnung, in der auf die Notwendigkeit einer »Dokumentation der frühesten Geschichte« hingewiesen worden war³, erschien nun in der vom Musealverein Wels herausgegebenen Jahrbuchreihe ein von vielen erwarteter wissenschaftlicher Katalog, an dessen Abfassung sich Hon.-Prof. Kurt Holter, Museumsdirektor Wilhelm Rieß und Susanne Zabehlicky-Scheffenecker beteiligten. Nach der von K. Holter geschriebenen Einleitung, in der der Leser Informationen bezüglich der Museumsbelange und der in Wels durchgeführten Ausgrabungen einholen kann (S. 7 bis 12), folgt der Abschnitt über die prähistorischen Zeiten (Neolithikum bis Spätlatènezeit), die W. Rieß nach den Arbeiten österreichischer Forscher⁴ skizziert hat (S. 15–44). Die eigentliche Fundbeschreibung richtet sich nach den jeweiligen Vitrinen, in denen die Exponate aufbewahrt sind. Vom Einleitungstext unterschieden, dessen Zeilen die Seite durchlaufen, wird der beschreibende Teil zweispaltig geführt, was der Übersicht entgegenkommt; dem angepaßt war man bemüht, möglichst viele Abbildungen in den Spalten unterzubringen: guten Bildern sind einige wenige minderere Qualität gegenüberzustellen (z. B. V 9 f., V 22 f. mit »Randflor«.) Das Modell eines jungsteinzeitlichen Dorfes (abgebildet S. 26) vermittelt der Vorstellung des Betrachters geeignete Impulse und lockert die Reihe der wohl nur von interessierten Laien und Fachleuten genauer beachteten, für die breite Masse jedoch meist eintönig wirkenden Steinzeitfunde auf.

Um der Bedeutung der römischen Vorgängersiedlung des heutigen Wels, dem antiken Ovilavis, gerecht zu werden, bedurfte es längerer Ausführungen: Diese stammen aus der Feder von Susanne Zabehlicky-Scheffenecker, die sich in den Beschreibungen ganz nach der vorgegebenen Einteilung in einzelne Themenbereiche richtete und gewissermaßen jede Fundgruppe mit erläuternden Texten vorstellte. Eine Menge von Abbildungen, darunter einige in Farbe (Taf. 2–7), ermöglichen einen guten Überblick und überzeugen von der Reichhaltigkeit verschiedener Funde, von denen gar manche als besonders wichtige und aufschlußreiche in der Fachliteratur aufscheinen. Erinnert sei etwa an das in den Untersuchungen der Althistoriker immer wieder zitierte Militärdiplom aus dem Jahr 106 n. Chr. (S. 59 f.), das Wangenblech eines Prunkhelmes und an das Fragment eines cornu (S. 58), um einen bestimmten Themenkreis anzuführen. Und daß die Fragmente eines überlebensgroßen Reiterstandbildes aus vergoldeter Bronze als Zeugnisse von überregionaler Bedeutung gewertet werden müssen, darauf darf hier nochmals aufmerksam gemacht werden: Eine Farbabbildung hätte den Eindruck dieser Bronzeplastik gewiß unterstrichen. Eine für die wissenschaftliche Erforschung des antiken Ovilavis lohnende Aufgabe läge in der Neubearbeitung und Neuaufnahme der Grabfunde, die meist unter schwierigen Bedingungen vor der zerstörenden Wirkung durch Baumaschinen in Notbergungen gerettet werden konnten. Eine Auswahl von Grabbeigaben, z. B. Gläser, Menschen- und Tierfiguren, erlaubt mancherlei Rückschlüsse auf Bestattungsbräuche oder Handelsbeziehungen, worauf eigens einmal eingegangen werden müßte, und bietet auch einiges an Vergleichsmaterial, wie kürzlich festzustellen war⁷. Im Kapitel »Frühes Christentum« (S. 126–128) wird an erster Stelle jener Inschrift gedacht, die als die einzige aus frühchristlicher Zeit vollständig erhaltene in der Austria Romana gilt und somit zu den geschichtlichen „Kostbarkeiten“ ersten Ranges zählt, weshalb ihr eine – von Frau Zabehlicky-Scheffenecker aber unberücksichtigt gelassene – Arbeit gewidmet wurde⁸. Durch das in der Eisenhowerstraße 1908/09 gefundene Pilasterkapitell aus Marmor mit der Darstellung stilisierter pflanzenartiger Gewächse ließ sich bis jetzt kein eindeutiger Beleg für das Vorhandensein einer Basilika im spätantiken Ovilavis beibringen, wie neuerdings betont worden ist⁷. Schließlich hätte hier noch ein Ziegelbruchstück mit fragmentarischer Inschrift herangezogen werden sollen (S. 105, R. 440), die nach Meinung von Hermann Vetters zwei im Alter von zweiunddreißig Jahren und vier Monaten verstorbene Christen, die Zwillinge Surus und Severus, ausweise⁸, aufgrund der fehlenden Buchstaben jedoch eine versuchte interpretatio Christiana, von der hypothetischen Ergänzung [depositio] abhängig gemacht, als einigermaßen mit Problemen behaftet erscheinen läßt.

Die Bearbeitung des frühmittelalterlichen bairnzeitlichen Fundmaterials übernahm Kurt Holter, der Stücke aus Wels (Gräberfeld in der Dr.-Groß-Straße, S. 132–135; Einzelfunde, S. 137–139) und Marchtrenk (S. 135–136) vorstellt. Wer sich ein Bild von den Bodenfunden dieser Zeit aus der Welsener Umgebung machen will, ist gezwungen, in Ergänzung dazu die Beigaben aus dem Gräberfeld von Fischlham einzusehen, die im Oberösterreichischen Landesmuseum aufbewahrt und zuletzt 1977 in größerem Zusammenhang gezeigt worden sind (vgl. S. 132)⁹.

Den Wert des angezeigten Museumskataloges wird derjenige besonders zu ermessen wissen, der ein spezielles Interesse an der Archäologie hat und eben zahlreiche Funde aus Wels abgebildet und mit Angaben versehen vorfindet. Von Vorteil, da für den Leser bequemer, wäre es gewesen, die auf den Seiten 141–147 aufgelisteten Anmerkungen zu den Ausstellungsstücken unmittelbar in den entsprechenden Katalogtext einzubeziehen. Die auf den Seiten 13, 45 und 129 abgebildeten Pläne des Stadtgebietes von Wels mit eingezeichneten Signaturen sind infolge der Anpassung an den Satzspiegel so stark verkleinert worden, daß ihnen leider keine Einzelheiten mehr entnommen werden können.

Durch ein eigenes Druckverfahren wurde es möglich, trotz der vielen Abbildungen (insgesamt 270, davon 33 Farbbildungen; vgl. S. 12) einen günstigen Verkaufspreis für einen Katalog zu kalkulieren, der die materiellen Hinterlassenschaften vergangener Kulturen reichlich dokumentiert.

Erwin M. Ruprechtsberger

Anmerkungen

- 1 R. Noll, Wels zur Römerzeit: JbMV Wels 21 (1977/78) 25/9.
- 2 Stadtmuseum Wels. Sammlung Vorgeschichte bis Frühmittelalter (Wels o. J. [1976]).
- 3 S. oben Anm. 1, 29.
- 4 J. Reitinger, Oberösterreich in ur- und frühgeschichtlicher Zeit (Linz 1969). F. Felgenhauer, Einführung in die Urgeschichtsforschung (Freiburg 1973). R. Pittioni, Die urgeschichtlichen Grundlagen der europäischen Kultur (Wien 1949). K. Willvonseder, Oberösterreich in der Urzeit (Wien 1933). Ders., Das Urnenfeld von Wels (OÖ.) (Wien 1950).
- 5 Vgl. z. B. Farbtaf. 2 (R. 55), Farbtaf. 6 (R. 532, 534), S. 113 (R. 507), S. 120 (R. 533, R. 535), S. 121 (R. 540 f.) und die Abbildungen 1 ff. in meinem Bericht: Neue »Altfinder« vom römernzeitlichen Urnengräberfeld in Linz: Aus dem Stadtmuseum Linz 220 (1981).
- 6 E. M. Ruprechtsberger, Der Grabstein CIL III 13.529 der Christin Ursa aus Ovilava/Wels, Oberösterreich: JbOÖMV 122 (1977) 9/23. Dort auch weitere Literaturangaben (a. O. 9 Anm. 1). Ergänzend sind zu nennen: P. F. Barton, Frühzeit des Christentums in Österreich und Südost-Mitteleuropa bis 788 (Wien 1975) 66; H. Mihăescu, La langue Latine dans le Sud-Est de l'Europe (București-Paris 1978) 336, Nr. 341.
- 7 B. Ulm, Patrozinien in Spätantike und Agilofingerzeit, in: Baiernzeit in Oberösterreich (Linz 1977) 210, Anm. 52.
- 8 H. Vettters, Eine christliche Grabinschrift aus Wels: SchvSt 15/16 (1978/79) (Festschr. Modrijan) 197/9.
- 9 Die von Vettters gegebene Deutung stützt sich auf Belegstellen, wonach depositio »erst für die christliche Epoche bezeugt« wird (a. O. 198), wogegen nach H. Mihăescu, La langue Latine (oben Anm. 6) 313 § 316 dieses Substantiv allgemein dem »Totenkultvokabular« (le culte des morts; a. O.) zugeschrieben wird. Depositio mit Genetiv findet sich z. B. auch bei Eugipp, Sev. 41,1: ... sancti Valentini ... diem depositionis ... (zur Stelle s. V. Pavan, Note sul monachesimo di s. Severino e sulla cura pastorale nel Norico: Vet Christ 15 [1978] 351). Die Auflösung des den Namen folgenden NEP zu Nep (otum) bedeutet wohl ein Cognomen und nicht einen Teil einer Filiation, die in dieser Form ohne Angabe des Vaternamens kaum denkbar gewesen wäre.
- 10 Vgl. Baiernzeit in Oberösterreich (oben Anm. 7) 301/4 Nr. 203–222.

Marianne Pollak, Die germanischen Bodenfunde des 1. bis 4. Jahrhunderts n. Chr. im nördlichen Niederösterreich, Wien 1980, 207 Seiten, 201 Tafeln, 3 Karten. 4° (Denkschriften der Österreichischen Akademie der Wissenschaften, phil.-hist. Klasse, Bd. 147). S 558,–

Die Frühmittelalterarchäologie war die längste Zeit ein Stiefkind der österreichischen archäologischen Forschung. Jeder an dieser Materie Interessierte wird es der Österreichischen Akademie der Wissenschaften zu danken wissen, daß diese jetzt im Rahmen ihrer Denkschriften auch eine von R. Pittioni und H. Vettters herausgegebene Publikationsreihe mit dem Titel »Studien zur Ur- und Frühgeschichte des Donau- und Ostalpenraumes« geschaffen hat, in der nun auch große monographische Arbeiten zur österreichischen Frühmittelalterforschung publiziert werden können. Als erster Band liegt die umfangreiche Dissertation von M. Pollak vor, die im Jahre 1976 an der Universität Wien approbiert

wurde. Sie gereicht dank ihrer hervorragenden Qualität nicht nur der Autorin selbst, sondern auch der Universität Wien zur Ehre, weil sie unter Beweis stellt, daß an der einst so angesehenen Lehrkanzel auch heute noch eine bessere theoretische und praktische Ausbildung vermittelt wird, als an vielen anderen Hochschulen.

Das Schwergewicht dieser Publikation liegt auf dem Fundstellenkatalog und der Abbildung des gesamten Fundmaterials, so daß die Arbeit nicht nur den gegenwärtigen Forschungsstand vermittelt, sondern auch eine mustergültige Quellenedition eines bisher weniger bekannt gewesenen Fundmaterials von bleibendem Wert ist. Jede Art von Polemik oder Problematik wurde vermieden. Schon das Studium einiger Fundortbeschreibungen überzeugt, daß die Autorin nicht nur fleißig war, sondern auch gewissenhaft und sorgfältig gearbeitet und sich ihre Aufgabe nicht leicht gemacht hat. Die hohe Qualität der 200 Tafeln, die die Autorin *selbst* druckreif gezeichnet hat, hätte eine Berücksichtigung auf dem Titelblatt gerechtfertigt.

Josef Reitingner

Kurt Holter (Hg.), *Baiern und Slawen in Oberösterreich. Probleme der Landnahme und Besiedlung* (Schriften des OÖ. Musealvereins – Gesellschaft für Landeskunde, Bd. 10) (243 Seiten, zahlreiche Abbildungen, Karten und Tafeln), Verlag OÖ. Musealverein, Linz 1980.

Fragen, die teilweise schon 1977 bei einem Symposium in Kremsmünster artikuliert und noch im gleichen Jahr im Ausstellungskatalog »Baierzeit in Oberösterreich« diskutiert wurden, wurden 1978 in einem weiteren Symposium aufgegriffen und das Ergebnis 1980 in Buchform herausgegeben. Der Wert der vorliegenden Publikation kann, trotz der vielen noch offenen Fragen, gar nicht hoch genug veranschlagt werden. Es besteht kaum ein Zweifel, daß dadurch die weitere Forschung nachhaltig angeregt werden wird.

K. Holter als Herausgeber bietet eine gediegene Zusammenfassung des Fragestandes. H. Wolfram weist nach, daß die Slawen in unserer Heimat vom 8. bis zum 10. Jh. zwar in Abhängigkeit zu bayerischen »Großen« standen, aber doch im Lauf der Zeit relative Selbständigkeit erlangten. J. Reitingner stellt kritische, teils auch polemische Anfragen zum »Slawenproblem aus archäologischer Sicht«. Er wendet sich vor allem gegen die in dem Buch ebenfalls zu Wort kommenden Autoren M. Pertlwieser und V. Tovornik, die nach seiner Meinung zu sehr der Tendenz huldigen, beigabeführende Gräber als slawisch zu erklären. Den archäologischen Befund kann der Rezensent nicht beurteilen. Daß aber der Ruf nach Vorsicht gegenüber einer Slawomanie tatsächlich geboten scheint, zeigt sich nicht nur am Beispiel des guten alten K. Schiffmann, der allzu viele Ortsnamen Oberösterreichs als slawisch ansah, sondern auch an O. Kronsteiner, der von einem Jahr auf das andere (1977 auf 1978) 278 angenommene slawische Namen in unserem Bundesland auf 145, also fast auf die Hälfte, reduzierte (vgl. S. 156 f.).

Die schon genannten Verfasser Pertlwieser und Tovornik bieten zusammenfassende Berichte über bisher bekannte frühmittelalterliche Gräberfelder. Ich bin nicht kompetent, ihre Interpretationen zu würdigen. Als Überblick über den derzeitigen Forschungsstand sind die gut bebilderten Beiträge aber auf jeden Fall höchst willkommen. Tovornik behandelt das von ihr der karantanisch-Köttlacher Kulturgruppe zugewiesene Gräberfeld auf dem Georgenberg bei Micheldorf. Die Überschrift deutet leider nicht an, daß in diesem Zusammenhang auch die von L. Eckhart gemachten frühmittelalterlichen Funde der beiden »römischen« Kirchen in Lorch (St. Laurenz und Maria Anger) publiziert werden. Ein Zusammentreffen mährischer und karantanischer Merkmale erweist ihrer Meinung nach die große Bedeutung Lorchs auch noch im 10. Jh. (S. 131 f.).

K. W. Zeller äußert sich zu »bairischen« Ohrringen aus Lauriacum. Der gewichtigste (nicht nur dem Umfang nach, S. 139–210) Aufsatz stammt von P. Wiesinger. Erstmals seit K. Schiffmann wird zum Besiedlungsproblem Oberösterreichs im Lichte der Ortsnamen zusammenfassend Stellung genommen. Wiesinger wertet eine Reihe von Wiener Dissertationen kritisch aus und vermag schon jetzt, obwohl noch viel Forschungsarbeit zu leisten bleibt, beachtliche Ergebnisse vorzulegen. Wiederholt wird darauf hingewiesen, was auch die vielen Kartenbeigaben belegen, daß sich Gebiete mit frühbairischen und solche mit slawischen Ortsnamen geradezu ausschließen (man vgl. z. B. Karte 4 und 6 bei Wiesinger und ziehe noch die Karten 3 und 4 bei Kronsteiner hinzu). Übrigens legt die Keilrichtung der kartographisch erfaßten bairischen Ortsnamen, wie mir scheint, für unser Gebiet doch eine »Einwanderung« der Baiern, und zwar aus dem Westen, nahe. Es ist anzunehmen, daß die »slawischen Gebiete« des Landes nur so dünn mit Baiern besiedelt waren, daß in der frühen »produktiven« Periode der bairischen Ortsnamen hier keine Benennungen erfolgten. Die dünne Besiedlung aber ermöglichte ihrerseits das Eindringen der Slawen (ab ca. 700 bis ins 10. Jh.). Dem Slawenproblem gelten auch die philologischen Ausführungen O. Kronsteiners. Am wertvollsten ist seine Auflistung und Erklärung der slawischen Ortsnamen in OÖ. (220–228). Von den 145 angeführten Benennungen fällt aber zumindest eine weg: Tafersheim (für Linz St. Peter und Steyregg) ist zweimal geführt, war aber eine flußübergreifende Siedlung, wie ich andernorts gezeigt habe (vgl. R. Zinnhobler, Die Passauer Bistumsmatrikeln Bd. 2, Passau 1972, S. 113). Überhaupt sind die Ergebnisse der historischen Forschung (z. B. der Nachweis der Unechtheit der Kronstorfer Urkunde von »834«) nicht immer genügend berücksichtigt. Was nur beweist, wie dringend eine kritische Neuauflage des Schiffmann'schen Ortsnamenlexikons ist, worum sich der OÖ. Musealverein unter dem Vorsitz von Prof. Dr. K. Holter dankenswerter Weise bemüht.

Abschließend unternimmt P. Wiesinger den interessanten Versuch, die Baiern-Slawengrenze in OÖ. auch mit der Mundartgrenze gegenüber NÖ. in Beziehung zu bringen.

Das besprochene Buch bietet noch nicht jene abschließenden Ergebnisse, die in die Lehrbücher eingehen können, stellt aber auf dem Weg hierzu eine wichtige Etappe dar.

Rudolf Zinnhobler

Neues Archiv für die Geschichte der Diözese Linz. 1. Jahrgang, Heft 1, Linz 1981/82. Herausgegeben vom Ordinariatsarchiv Linz (OAL), Redaktion: Univ.-Prof. Dr. Rudolf Zinnhobler in Zusammenarbeit mit Prof. Dr. Rudolf Ardelts und Dr. Johannes Ebner. 56 Seiten.

Das erste schmale Heft des »Neuen Archivs« (NAGDL) verspricht die Wiederaufnahme der in zwangloser Folge veröffentlichten sieben Bände des ehemaligen Archivs für die Geschichte der Diözese Linz (NAGDL), die vor dem ersten Weltkrieg erschienen sind. Erfreulicherweise sind die Bestände des für die Landesgeschichte Oberösterreichs sehr bedeutenden Ordinariatsarchivs in der letzten Zeit einer Neuordnung unterzogen worden und als erste Frucht dieser Tätigkeit mag man diese Schrift betrachten.

In dem ersten Aufsatz legt Rudolf Zinnhobler einige der wichtigsten Dokumente zur Toleranzgesetzgebung Kaiser Josefs II. vor, aktuell durch das zweihundertjährige Jubiläum dieser geistes- und religionsgeschichtlich wichtigen Maßnahme. Gemeinsam mit Johannes Ebner publiziert Zinnhobler weiter einige Dokumente, die sich mit dem

Leben, besonders aber mit dem Sterben der beiden ersten Linzer Bischöfe befassen. Auch sie sind in mehrerer Hinsicht kulturgeschichtlich interessant. Aus dem schriftlichen Nachlaß des 1955 verstorbenen ehemaligen altkatholischen Pfarrers Oskar Siegmund-Rehm wird eine Zusammenstellung »Zur Geschichte der geistlichen Mittelschulen für Knaben in Oberösterreich« publiziert. Die zeitliche Beschränkung »bis zum Jahre 1938« findet sich im Inhaltsverzeichnis, nicht aber im Titel bei dem Aufsatz selbst. Es handelt sich um Daten, die im wesentlichen mit dem Schuljahr 1935/36 enden und die betreffenden Einrichtungen des Kollegium Petrinum in Linz und der Stifte Kremsmünster, Wilhering, Schlierbach und St. Florian betreffen. Seit dem Jahre 1938, als diese Dissertation abgeschlossen wurde, ist natürlich sehr umfangreiche und wichtige Literatur zu diesem Thema erschienen, eine diesbezügliche Ergänzung wurde nicht beabsichtigt und unternommen. Auch der Umfang des Themas hat sich seither nicht unbeträchtlich erweitert, der letzte Aufsatz des Heftes, Anton Gots OSCam., Die Kamillianer in Oberösterreich, gibt ein Beispiel dafür.

Aus grundsätzlichen Erwägungen wird man diese neue Reihe sehr begrüßen können und die Hoffnung aussprechen, daß aus dem reichen Bestand des Diözesan- bzw. Ordinariatsarchivs nun in rascher Folge weitere Veröffentlichungen zur Landes- und Diözesangeschichte erscheinen können. Das bevorstehende Diözesan-Jubiläum wird sicherlich auch in dieser Hinsicht anregend wirken, nicht weniger aber auch das umfangreiche und vielfach unausgewertete Material des neu zum wissenschaftlichen Leben erwachten Ordinariatsarchivs.

Kurt Holter

Alfred Hoffmann, Österreich und das Land ob der Enns. Studien und Essays. Bd. II. Ausgewählt und herausgegeben von Alois Mosser. Verlag für Geschichte und Politik, Wien 1981. 293 Seiten, Leinen, S 396,—.

Der zweite Band der Studien und Essays von Alfred Hoffmann ist solchen Themen gewidmet, welche unmittelbare Bezüge zur Landesgeschichte und damit zur Landeskunde von Oberösterreich haben, während der erste Band, Staat und Wirtschaft im Wandel der Zeit, Wien 1979, die allgemeinen wirtschaftsgeschichtlichen Forschungsgebiete des Autors betreffen. Als Doyen der oberösterreichischen Geschichtsforschung und -lehre ist Alfred Hoffmann, den die Berufung nach Wien als Direktor des Oberösterreichischen Landesarchivs traf, dem Lande Oberösterreich nie untreu geworden. Es ist daher durchaus berechtigt, aus seinen Studien einen Band mit Arbeiten zusammenzustellen, welche unserem Bundeslande bzw. seiner Geschichte gewidmet sind. Fast durchwegs sind es ältere Arbeiten, und wenn man das Werksverzeichnis des Autors zur Hand nimmt, das diesem Bande beigegeben ist, so wird man die Ausweitung seiner Interessen oder Themen im einzelnen verfolgen können. So gehen die an letzter Stelle gereihten Linzer Themen betreffenden Jahre auf 1937 und 1938 zurück, die weiteren Arbeiten sind in den Nachkriegsjahren erschienen. Die einleitende und für den Band namengebende Arbeit und die dritte, die Staatssymbolik betreffende Studie sind 1947 gedruckt worden, die wichtige verkehrsgeschichtliche Arbeit über Thomas Seeauer 1949, aus den fünfziger Jahren stammen vier Studien, darunter die umfangreichste zur Geschichte der schaubergischen Reichslehen und die wirtschaftsgeschichtlichen Behandlungen der Salzmaut zu Sarneingsten (1954) und der Weinfuhren auf der österreichischen Donau von 1955. Aus 1952 auch die grundlegende Arbeit »Leitlinien einer Wirtschaftsgeschichte Oberösterreichs«. Die ebenso grundsätzliche Studie »Zur Problematik der Landesgeschichte« und die das Landeswappen betreffende Arbeit stammen beide aus dem Jahre 1960.

Als letzte der hier wiederabgedruckten Arbeiten ist die rechtsgeschichtliche Studie »Landesherrschaft und Privilegienrechte in Österreich ob der Enns« zu nennen. Allein in dieser Übersicht spiegelt sich eine Epoche oberösterreichischer Landesgeschichtsschreibung, eine Epoche, die als eine überaus fruchtbare bezeichnet werden darf. Die Sammlung dieser Aufsätze wird daher freudig begrüßt werden. Es ist in diesem historiographischen Zusammenhang nicht unberechtigt darauf hinzuweisen, daß die aus 1960 veröffentlichten Studien auf eine Auseinandersetzung der oberösterreichischen Historiker mit dem problematischen und problemreichen Buch von Franz Pfeffer, *Das Land ob der Enns, zur Geschichte der Landeseinheit Oberösterreichs* (Linz 1958) zurückgehen; eine Studie, die zwar in ihren Grundsätzen und Voraussetzungen als unrichtig empfunden und die daher abgelehnt wurde, die aber dennoch und gerade deswegen bedeutende Anregungen und Anreizungen für die Landesgeschichtsschreibung gegeben hat. Die Arbeiten von Alfred Hoffmann zeigen im Gegensatz zu dem genannten Problem-Buch die solide gründliche Schulung der österreichischen Lehre, die von Hoffmann aber thematisch verbreitert und in viele neue Zusammenhänge getragen wurde. Es ist daher nicht erstaunlich, wenn man auch heute noch gerne zu diesen Studien greifen wird. Man kann dem Historiker und dem landeskundlich Interessierten nur empfehlen, sich diese Schrift in seinen Bücherkasten zu stellen und daraus die dargebotenen Erkenntnisse zu ziehen. Ebenso sind wir der Überzeugung, daß man eine lebenslange wissenschaftliche Arbeit nicht besser würdigen kann, als wenn man ihre Früchte in einer solchen Weise zusammenfaßt und damit auch den Generationen präsentiert, die ihr Entstehen noch nicht bewußt erlebt haben.

Kurt Holter

Mario Schwarz, *Studien zur Klosterbaukunst in Österreich unter den letzten Babenbergern*. Wien, VWGÖ, 1981. Dissertationen der Universität Wien, 147. 180 Seiten, 59 Abbildungen u. 22 Figuren. S. 180.—

Die im Jahre 1975 approbierte Dissertation konnte erst jetzt in der Reihe der Wiener Dissertationen im Offsetverfahren publiziert werden, wobei nach Angabe des Impressums der Text abgeändert wurde. Die Herausgabe des Textes war insofern ein Desideratum, als Teile der Ergebnisse, die während der Arbeit gewonnen wurden, schon im ersten Band der Kunsttopographie des Stiftes Kremsmünster (ÖKT. Band 43, Wien 1977) mit verarbeitet worden sind. Sie sind in ihrer Gesamtheit in dieser Schrift in prägnanter, übersichtlicher Form dargestellt und das gleiche gilt für die Baugeschichte der Zisterzienserklöster Wilhering und Baumgartenberg, für die eine ähnliche zusammenfassende Darstellung bisher fehlte. Wenn man berücksichtigt, daß auch die gleichzeitigen Baugeschichten von St. Florian und Schlägl erfaßt sind, so wird man feststellen können, daß mit dem vorliegenden kleinen Band ein Eckpfeiler zu einer Architekturgeschichte unseres Landes gesetzt erscheint, ohne daß dies im Titel der Schrift in so deutlicher Weise zum Ausdruck käme. Diese Wertung wird dadurch nicht vermindert, daß mit dem Kapitel über das Benediktinerkloster Kleinmariazell ein Problem der österreichischen romanischen Architekturgeschichte gelöst wird, das außerhalb unseres Bundeslandes liegt, und daß mit dem Abschlußkapitel »Die Baukunst unter den letzten Babenbergerherzogen« die gesamte donauländische Entwicklung behandelt wird, ein Kapitel, das der Autor seither verschiedentlich noch eingehender behandelt hat.

Für die Landeskunde von Oberösterreich ist diese Schrift deshalb besonders wertvoll, weil bei der im letzten Jahrzehnt intensiv betriebenen Babenberger-Forschung das heutige Oberösterreich zunächst vielfach am Rande blieb und erst fast nachträglich durch

Alois Zauner in den Bereich der Forschung in befriedigender Weise integriert werden konnte. Da M. Schwarz seinen Studien gründliche Untersuchungen in wirtschaftsgeschichtlicher, genealogischer und politischer Hinsicht zugrundegelegt hat, und auch die oft spröden Quellen zu eindrucksvollen Aussagen auswerten konnte, gibt diese architekturgeschichtliche Studie über den reinen Sachbereich hinaus wichtige Hinweise und Beobachtungen. Als Beispiel nennen wir nur die Bemerkungen über Bischof Ekbert vom Bamberg und seine Angehörigen. Es mag sein, daß der eine oder andere Punkt dabei noch ausdiskutiert werden muß, wie etwa die Frage, ob Kremsmünster wirklich als babenbergische Bischofskirche geplant war, aber die Anregung, die Anstöße, die immer wieder gesetzt werden, wird man in Zukunft nicht unbeachtet lassen können. M. Schwarz hat eingangs einen Forschungsüberblick gegeben, aus dem man sieht, daß er in vieler Hinsicht zu neuen Ergebnissen gelangt ist. In einzelnen Punkten ist er auch über den hier vorgelegten Forschungsstand hinausgelangt, ohne daß dies noch publiziert wäre. Wir denken etwa an die Bemerkungen über Wels (S. 41), wo die Problematik noch in zweifacher Hinsicht offen ist. Erstens bedarf es der Überprüfung, ob denn Kremsmünster, damals noch in sehr ausgeprägter Form Patron der Pfarre Wels, gar nicht in Erscheinung getreten sei, und zweitens die Problematik, die sich aus unserer Annahme ergibt, daß Wels schon um oder vor 1207 babenbergisch wurde (20. JbMV Wels, 1976, 55). Die konkrete Frage lautet hier, ist das Welsler romanische Portal noch otakarisch, ist es würzburgisch, polheimisch oder babenbergisch bestimmt, denn alle diese Machtfaktoren waren, je nach der Datierung dieses Bauteiles, nach- und nebeneinander am selben Ort wirksam. Die Verwandtschaft mit Baumgartenberg, auf die M. Schwarz hingewiesen hat, könnte vielleicht einen Hinweis geben.

Es ist sehr zu begrüßen, daß der Verband der wissenschaftlichen Gesellschaften Österreichs den Verlag dieser Publikation übernommen hat. Sie wird für den behandelten Zeitraum in Zukunft zum unerläßlichen Handwerkszeug eines jeden Interessierten zählen, umso mehr, als sie mit einem sehr ausführlichen Anmerkungsapparat und dem notwendigen Register versehen ist.

Kurt Holter

Mario Schwarz, *Gotische Architektur in Niederösterreich. Wissenschaftliche Schriftenreihe Niederösterreichs 49/50*. St. Pölten – Wien, Niederösterreichisches Pressehaus, 1980. 64 Seiten, 44 Abbildungen.

Das handliche, durch seine Einteilung in sechs Kapitel übersichtliche und gut geschriebene Büchlein gibt einen knappen, aber sehr instruktiven Überblick über die Entwicklung der gotischen Architektur in unserem Nachbarland. Der Inhalt umfaßt mehr als dreihundert Jahre, von ca. 1200 bis um 1530, als, bedingt durch den geistigen Umbruch und durch die finanzielle Fessel der Türkensteuer, grundlegende Veränderungen der kulturellen Situation eintraten. Räumlich gesehen bleibt der Blick auf das heutige Niederösterreich konzentriert, kaum daß er über dessen Grenzen hinaus gerichtet wird. Gelegentlich in die Steiermark, nach Neuberg oder Graz, sofern das inhaltlich notwendig erscheint, nach Oberösterreich vor allem im Zusammenhang mit der Steyrer Bauhütte, einer Viertellade der zentralen Wiener Institution, und – in Verfolgung neuer wissenschaftlicher Erkenntnisse – in das Nachbarland Böhmen, dessen Herrscher im 13. Jh. auch über Niederösterreich gebot und hier Spuren seiner Herrschaft und Kulturpolitik, wenn wir so sagen dürfen, – hinterließ. Die Ausstattung verwendet immer wieder einige Aufnahmen und Grundrißzeichnungen des Verfassers, das reiche Literaturverzeichnis (S. 60 bis 64) zeigt, mit welcher Sorgfalt er seine Studien betrieben hat.

Die ersten Kapitel geben einen eindrucksvollen Überblick über die Entwicklung, die vorwiegend politisch bedingt und höfisch gerichtet sind, wobei es zu Schöpfungen kommt, denen europäischer Rang mit Recht zugeschrieben wird. Der Blick nach Oberösterreich zeigt, daß damals in diesem westlichen Bereich, dessen Ausformung als politische Einheit überhaupt erst im Gange war, und das so herausstechender politischer Faktoren entbehrte, von Parallelen nicht gesprochen werden kann. Hier gilt das, was der Verf. S. 11 auch in Niederösterreich für das flache Land, für die soziologisch tieferen Schichten als gültig feststellt: sie wurden von den Spitzenleistungen der babenbergischen Hofkunst nicht berührt. Ein eklatantes Beispiel dafür erscheint uns z. B. das Portal der Welser Stadtpfarrkirche, das sicherlich in einem derartigen Zusammenhang gesehen werden muß. Andererseits darf vielleicht der Rechteckchor der Lorcher Basilika in den Rahmen gestellt werden, den Schwarz auf S. 25 entwirft bzw. aufzeigt.

Die Darstellung der historisch-politischen Voraussetzungen und Zusammenhänge der Entwicklung in der ersten Hälfte des behandelten Zeitraumes stellt zurecht die weiträumigen Verbindungen der Bauherren dar, nur relativ selten werden daneben auch die ausführenden Kräfte sichtbar. Sie bleiben meist Namen ohne persönlichen Hintergrund. Mit der Spätgotik wird das anders, nunmehr steht der Zusammenhang der Bauhütte und Bautypen im Vordergrund, nunmehr fehlt aber die Klarstellung über die Bauherren. Hier liegt ein noch offenes Forschungsgebiet, nicht nur in Niederösterreich, sondern im gleichen Maße in Oberösterreich, dessen Einwirkungen z. B. S. 47 und 50 angedeutet, bzw. in ihrer Wechselwirkung gekennzeichnet werden. Einmal ist von der Wirkung der Melker Reform die Rede, aber wir können annehmen, daß die so lebhaftige Tätigkeit des 15. Jahrhunderts von den Pfarrherren getragen war, soweit sie die Landkirchen betraf. Über diese wissen wir nur sehr wenig, als Kulturfaktor sind sie uns vor allem auf dem Gebiete des Buchwesens begegnet. Hier zeigt sich die bedeutende Wirkung der Wiener Universität und es mag sein, daß dies auch für die Architektur zutrifft. Es wäre eine interessante Aufgabe, diese in ihrer Struktur und in ihren stilistischen Zusammenhängen so gut erforschten Denkmäler aus dem Mantel der Anonymität ihrer Bauherren zu befreien. Vielleicht ist in solchen Zusammenhängen auch die relative Wirkungslosigkeit der höfischen Wiener-Neustädter Bauhütte des späten 15. Jh. mit begründet.

Vom oberösterreichischen Gesichtspunkt her sei nochmals vermerkt, daß das auch über die Landesgrenzen hinaus zu beobachtende Wirken der Meister der wichtigen Steyrer Bauhütte, die 1443 von Hans Puchsbaum gegründet worden war, wie Marten Kranschach und Wolfgang Denk, aber auch der nicht unumstrittene Stefan Wultinger aus dem Westen des Landes, nicht zu vergessen sind und entsprechend erwähnt wurden. In einem Punkte möchten wir eine abweichende Meinung äußern. Sie betrifft die Anlage von Burgkapellen über dem Einfahrtstor, die bei der Beschreibung der Burg in Wiener Neustadt (S. 40) als bisher ohne Beispiel bezeichnet ist. Nach unseren Beobachtungen lassen sich zahlreiche Beispiele dafür beibringen, aber dies ist schließlich kein Problem der Entwicklung der niederösterreichischen Gotik.

Alles in allem: Man wird die Verbreitung dieser instruktiven Schrift auch in Oberösterreich nur begrüßen können.

Kurt Holter

Ländliche Architektur in Oberösterreich. OÖ. Landesregierung Landesbaudirektion. Schriftenreihe 1981. 60 Seiten mit zahlreichen farbigen und Schwarzweiß-Abbildungen.

Leben, besonders aber mit dem Sterben der beiden ersten Linzer Bischöfe befassen. Auch sie sind in mehrerer Hinsicht kulturgeschichtlich interessant. Aus dem schriftlichen Nachlaß des 1955 verstorbenen ehemaligen altkatholischen Pfarrers Oskar Siegmund-Rehm wird eine Zusammenstellung »Zur Geschichte der geistlichen Mittelschulen für Knaben in Oberösterreich« publiziert. Die zeitliche Beschränkung »bis zum Jahre 1938« findet sich im Inhaltsverzeichnis, nicht aber im Titel bei dem Aufsatz selbst. Es handelt sich um Daten, die im wesentlichen mit dem Schuljahr 1935/36 enden und die betreffenden Einrichtungen des Kollegium Petrinum in Linz und der Stifte Kremsmünster, Wilhering, Schlierbach und St. Florian betreffen. Seit dem Jahre 1938, als diese Dissertation abgeschlossen wurde, ist natürlich sehr umfangreiche und wichtige Literatur zu diesem Thema erschienen, eine diesbezügliche Ergänzung wurde nicht beabsichtigt und unternommen. Auch der Umfang des Themas hat sich seither nicht unbeträchtlich erweitert, der letzte Aufsatz des Heftes, Anton Gots OSCam., Die Kamillianer in Oberösterreich, gibt ein Beispiel dafür.

Aus grundsätzlichen Erwägungen wird man diese neue Reihe sehr begrüßen können und die Hoffnung aussprechen, daß aus dem reichen Bestand des Diözesan- bzw. Ordinariatsarchivs nun in rascher Folge weitere Veröffentlichungen zur Landes- und Diözesangeschichte erscheinen können. Das bevorstehende Diözesan-Jubiläum wird sicherlich auch in dieser Hinsicht anregend wirken, nicht weniger aber auch das umfangreiche und vielfach unausgewertete Material des neu zum wissenschaftlichen Leben erwachten Ordinariatsarchivs.

Kurt Holter

Alfred Hoffmann, Österreich und das Land ob der Enns. Studien und Essays. Bd. II. Ausgewählt und herausgegeben von Alois Mosser. Verlag für Geschichte und Politik, Wien 1981. 293 Seiten, Leinen, S 396,—.

Der zweite Band der Studien und Essays von Alfred Hoffmann ist solchen Themen gewidmet, welche unmittelbare Bezüge zur Landesgeschichte und damit zur Landeskunde von Oberösterreich haben, während der erste Band, Staat und Wirtschaft im Wandel der Zeit, Wien 1979, die allgemeinen wirtschaftsgeschichtlichen Forschungsgebiete des Autors betreffen. Als Doyen der oberösterreichischen Geschichtsforschung und -lehre ist Alfred Hoffmann, den die Berufung nach Wien als Direktor des Oberösterreichischen Landesarchivs traf, dem Lande Oberösterreich nie untreu geworden. Es ist daher durchaus berechtigt, aus seinen Studien einen Band mit Arbeiten zusammenzustellen, welche unserem Bundeslande bzw. seiner Geschichte gewidmet sind. Fast durchwegs sind es ältere Arbeiten, und wenn man das Werksverzeichnis des Autors zur Hand nimmt, das diesem Bande beigegeben ist, so wird man die Ausweitung seiner Interessen oder Themen im einzelnen verfolgen können. So gehen die an letzter Stelle gereihten Linzer Themen betreffenden Jahre auf 1937 und 1938 zurück, die weiteren Arbeiten sind in den Nachkriegsjahren erschienen. Die einleitende und für den Band namengebende Arbeit und die dritte, die Staatssymbolik betreffende Studie sind 1947 gedruckt worden, die wichtige verkehrsgeschichtliche Arbeit über Thomas Seeauer 1949, aus den fünfziger Jahren stammen vier Studien, darunter die umfangreichste zur Geschichte der schaubergischen Reichslehen und die wirtschaftsgeschichtlichen Behandlungen der Salzmaut zu Sarmeingsten (1954) und der Weinfuhren auf der österreichischen Donau von 1955. Aus 1952 auch die grundlegende Arbeit »Leitlinien einer Wirtschaftsgeschichte Oberösterreichs«. Die ebenso grundsätzliche Studie »Zur Problematik der Landesgeschichte« und die das Landeswappen betreffende Arbeit stammen beide aus dem Jahre 1960.

Als letzte der hier wiederabgedruckten Arbeiten ist die rechtsgeschichtliche Studie »Landesherrschaft und Privilegienrechte in Österreich ob der Enns« zu nennen. Allein in dieser Übersicht spiegelt sich eine Epoche oberösterreichischer Landesgeschichtsschreibung, eine Epoche, die als eine überaus fruchtbare bezeichnet werden darf. Die Sammlung dieser Aufsätze wird daher freudig begrüßt werden. Es ist in diesem historiographischen Zusammenhang nicht unberechtigt darauf hinzuweisen, daß die aus 1960 veröffentlichten Studien auf eine Auseinandersetzung der oberösterreichischen Historiker mit dem problematischen und problemreichen Buch von Franz Pfeffer, *Das Land ob der Enns, zur Geschichte der Landeseinheit Oberösterreichs* (Linz 1958) zurückgehen; eine Studie, die zwar in ihren Grundsätzen und Voraussetzungen als unrichtig empfunden und die daher abgelehnt wurde, die aber dennoch und gerade deswegen bedeutende Anregungen und Anreizungen für die Landesgeschichtsschreibung gegeben hat. Die Arbeiten von Alfred Hoffmann zeigen im Gegensatz zu dem genannten Problem-Buch die solide gründliche Schulung der österreichischen Lehre, die von Hoffmann aber thematisch verbreitert und in viele neue Zusammenhänge getragen wurde. Es ist daher nicht erstaunlich, wenn man auch heute noch gerne zu diesen Studien greifen wird. Man kann dem Historiker und dem landeskundlich Interessierten nur empfehlen, sich diese Schrift in seinen Bücherkasten zu stellen und daraus die dargebotenen Erkenntnisse zu ziehen. Ebenso sind wir der Überzeugung, daß man eine lebenslange wissenschaftliche Arbeit nicht besser würdigen kann, als wenn man ihre Früchte in einer solchen Weise zusammenfaßt und damit auch den Generationen präsentiert, die ihr Entstehen noch nicht bewußt erlebt haben.

Kurt Holter

Mario Schwarz, *Studien zur Klosterbaukunst in Österreich unter den letzten Babenbergern*. Wien, VWGÖ, 1981. Dissertationen der Universität Wien, 147. 180 Seiten, 59 Abbildungen u. 22 Figuren. S. 180.—

Die im Jahre 1975 approbierte Dissertation konnte erst jetzt in der Reihe der Wiener Dissertationen im Offsetverfahren publiziert werden, wobei nach Angabe des Impressums der Text abgeändert wurde. Die Herausgabe des Textes war insofern ein Desideratum, als Teile der Ergebnisse, die während der Arbeit gewonnen wurden, schon im ersten Band der Kunsttopographie des Stiftes Kremsmünster (ÖKT. Band 43, Wien 1977) mit verarbeitet worden sind. Sie sind in ihrer Gesamtheit in dieser Schrift in prägnanter, übersichtlicher Form dargestellt und das gleiche gilt für die Baugeschichte der Zisterzienserklöster Wilhering und Baumgartenberg, für die eine ähnliche zusammenfassende Darstellung bisher fehlte. Wenn man berücksichtigt, daß auch die gleichzeitigen Baugeschichten von St. Florian und Schlägl erfaßt sind, so wird man feststellen können, daß mit dem vorliegenden kleinen Band ein Eckpfeiler zu einer Architekturgegeschichte unseres Landes gesetzt erscheint, ohne daß dies im Titel der Schrift in so deutlicher Weise zum Ausdruck käme. Diese Wertung wird dadurch nicht vermindert, daß mit dem Kapitel über das Benediktinerkloster Kleinmariazell ein Problem der österreichischen romanischen Architekturgegeschichte gelöst wird, das außerhalb unseres Bundeslandes liegt, und daß mit dem Abschlußkapitel »Die Baukunst unter den letzten Babenbergerherzogen« die gesamte donauländische Entwicklung behandelt wird, ein Kapitel, das der Autor seither verschiedentlich noch eingehender behandelt hat.

Für die Landeskunde von Oberösterreich ist diese Schrift deshalb besonders wertvoll, weil bei der im letzten Jahrzehnt intensiv betriebenen Babenberger-Forschung das heutige Oberösterreich zunächst vielfach am Rande blieb und erst fast nachträglich durch

Alois Zauner in den Bereich der Forschung in befriedigender Weise integriert werden konnte. Da M. Schwarz seinen Studien gründliche Untersuchungen in wirtschaftsgeschichtlicher, genealogischer und politischer Hinsicht zugrundegelegt hat, und auch die oft spröden Quellen zu eindrucksvollen Aussagen auswerten konnte, gibt diese architekturgeschichtliche Studie über den reinen Sachbereich hinaus wichtige Hinweise und Beobachtungen. Als Beispiel nennen wir nur die Bemerkungen über Bischof Ekbert vom Bamberg und seine Angehörigen. Es mag sein, daß der eine oder andere Punkt dabei noch ausdiskutiert werden muß, wie etwa die Frage, ob Kremsmünster wirklich als babenbergische Bischofskirche geplant war, aber die Anregung, die Anstöße, die immer wieder gesetzt werden, wird man in Zukunft nicht unbeachtet lassen können. M. Schwarz hat eingangs einen Forschungsüberblick gegeben, aus dem man sieht, daß er in vieler Hinsicht zu neuen Ergebnissen gelangt ist. In einzelnen Punkten ist er auch über den hier vorgelegten Forschungsstand hinausgelangt, ohne daß dies noch publiziert wäre. Wir denken etwa an die Bemerkungen über Wels (S. 41), wo die Problematik noch in zweifacher Hinsicht offen ist. Erstens bedarf es der Überprüfung, ob denn Kremsmünster, damals noch in sehr ausgeprägter Form Patron der Pfarre Wels, gar nicht in Erscheinung getreten sei, und zweitens die Problematik, die sich aus unserer Annahme ergibt, daß Wels schon um oder vor 1207 babenbergisch wurde (20. JbMV Wels, 1976, 55). Die konkrete Frage lautet hier, ist das Welser romanische Portal noch otakarisch, ist es würzburgisch, polheimisch oder babenbergisch bestimmt, denn alle diese Machtfaktoren waren, je nach der Datierung dieses Bauteiles, nach- und nebeneinander am selben Ort wirksam. Die Verwandtschaft mit Baumgartenberg, auf die M. Schwarz hingewiesen hat, könnte vielleicht einen Hinweis geben.

Es ist sehr zu begrüßen, daß der Verband der wissenschaftlichen Gesellschaften Österreichs den Verlag dieser Publikation übernommen hat. Sie wird für den behandelten Zeitraum zu Zukunft zum unerläßlichen Handwerkszeug eines jeden Interessierten zählen, umso mehr, als sie mit einem sehr ausführlichen Anmerkungsapparat und dem notwendigen Register versehen ist.

Kurt Holter

Mario Schwarz, Gotische Architektur in Niederösterreich. Wissenschaftliche Schriftenreihe Niederösterreichs 49/50. St. Pölten – Wien, Niederösterreichisches Pressehaus, 1980. 64 Seiten, 44 Abbildungen.

Das handliche, durch seine Einteilung in sechs Kapitel übersichtliche und gut geschriebene Büchlein gibt einen knappen, aber sehr instruktiven Überblick über die Entwicklung der gotischen Architektur in unserem Nachbarland. Der Inhalt umfaßt mehr als dreihundert Jahre, von ca. 1200 bis um 1530, als, bedingt durch den geistigen Umbruch und durch die finanzielle Fessel der Türkensteuer, grundlegende Veränderungen der kulturellen Situation eintraten. Räumlich gesehen bleibt der Blick auf das heutige Niederösterreich konzentriert, kaum daß er über dessen Grenzen hinaus gerichtet wird. Gelegentlich in die Steiermark, nach Neuberg oder Graz, sofern das inhaltlich notwendig erscheint, nach Oberösterreich vor allem im Zusammenhang mit der Steyrer Bauhütte, einer Viertellade der zentralen Wiener Institution, und – in Verfolgung neuer wissenschaftlicher Erkenntnisse – in das Nachbarland Böhmen, dessen Herrscher im 13. Jh. auch über Niederösterreich gebot und hier Spuren seiner Herrschaft und Kulturpolitik, wenn wir so sagen dürfen, – hinterließ. Die Ausstattung verwendet immer wieder einige Aufnahmen und Grundrißzeichnungen des Verfassers, das reiche Literaturverzeichnis (S. 60 bis 64) zeigt, mit welcher Sorgfalt er seine Studien betrieben hat.

Die ersten Kapitel geben einen eindrucksvollen Überblick über die Entwicklung, die vorwiegend politisch bedingt und höfisch gerichtet sind, wobei es zu Schöpfungen kommt, denen europäischer Rang mit Recht zugeschrieben wird. Der Blick nach Oberösterreich zeigt, daß damals in diesem westlichen Bereich, dessen Ausformung als politische Einheit überhaupt erst im Gange war, und das so herausstechender politischer Faktoren entbehrte, von Parallelen nicht gesprochen werden kann. Hier gilt das, was der Verf. S. 11 auch in Niederösterreich für das flache Land, für die soziologisch tieferen Schichten als gültig feststellt: sie wurden von den Spitzenleistungen der babenbergischen Hofkunst nicht berührt. Ein eklatantes Beispiel dafür erscheint uns z. B. das Portal der Welser Stadtpfarrkirche, das sicherlich in einem derartigen Zusammenhang gesehen werden muß. Andererseits darf vielleicht der Rechteckchor der Lorcher Basilika in den Rahmen gestellt werden, den Schwarz auf S. 25 entwirft bzw. aufzeigt.

Die Darstellung der historisch-politischen Voraussetzungen und Zusammenhänge der Entwicklung in der ersten Hälfte des behandelten Zeitraumes stellt zurecht die weiträumigen Verbindungen der Bauherren dar, nur relativ selten werden daneben auch die ausführenden Kräfte sichtbar. Sie bleiben meist Namen ohne persönlichen Hintergrund. Mit der Spätgotik wird das anders, nunmehr steht der Zusammenhang der Bauhütte und Bautypen im Vordergrund, nunmehr fehlt aber die Klarstellung über die Bauherren. Hier liegt ein noch offenes Forschungsgebiet, nicht nur in Niederösterreich, sondern im gleichen Maße in Oberösterreich, dessen Einwirkungen z. B. S. 47 und 50 angedeutet, bzw. in ihrer Wechselwirkung gekennzeichnet werden. Einmal ist von der Wirkung der Melker Reform die Rede, aber wir können annehmen, daß die so lebhafteste Tätigkeit des 15. Jahrhunderts von den Pfarrherren getragen war, soweit sie die Landkirchen betraf. Über diese wissen wir nur sehr wenig, als Kulturfaktor sind sie uns vor allem auf dem Gebiete des Buchwesens begegnet. Hier zeigt sich die bedeutende Wirkung der Wiener Universität und es mag sein, daß dies auch für die Architektur zutrifft. Es wäre eine interessante Aufgabe, diese in ihrer Struktur und in ihren stilistischen Zusammenhängen so gut erforschten Denkmäler aus dem Mantel der Anonymität ihrer Bauherren zu befreien. Vielleicht ist in solchen Zusammenhängen auch die relative Wirkungslosigkeit der höfischen Wiener-Neustädter Bauhütte des späten 15. Jh. mit begründet.

Vom oberösterreichischen Gesichtspunkt her sei nochmals vermerkt, daß das auch über die Landesgrenzen hinaus zu beobachtende Wirken der Meister der wichtigen Steyrer Bauhütte, die 1443 von Hans Puchsbaum gegründet worden war, wie Marten Kranschach und Wolfgang Denk, aber auch der nicht unumstrittene Stefan Wultinger aus dem Westen des Landes, nicht zu vergessen sind und entsprechend erwähnt wurden. In einem Punkte möchten wir eine abweichende Meinung äußern. Sie betrifft die Anlage von Burgkapellen über dem Einfahrtstor, die bei der Beschreibung der Burg in Wiener Neustadt (S. 40) als bisher ohne Beispiel bezeichnet ist. Nach unseren Beobachtungen lassen sich zahlreiche Beispiele dafür beibringen, aber dies ist schließlich kein Problem der Entwicklung der niederösterreichischen Gotik.

Alles in allem: Man wird die Verbreitung dieser instruktiven Schrift auch in Oberösterreich nur begrüßen können.

Kurt Holter

Ländliche Architektur in Oberösterreich. OÖ. Landesregierung Landesbaudirektion. Schriftenreihe 1981. 60 Seiten mit zahlreichen farbigen und Schwarzweiß-Abbildungen.

Die kleine, gut gestaltete und sympathische Schrift soll der Bewahrung und Erhaltung der ländlichen Bauformen dienen, welche die zuständigen Abteilungen der OÖ. Landesbaudirektion als eine wichtige Aufgabe ihrer Dienststelle betrachten. Nach dem Vorwort und einer Schlußnotiz dürften Frau Dr. Lichtenauer-Kranich und Herr Dipl.-Ing. Johann Wolfgang Danninger als Autoren anzusehen sein. In welcher Weise diese Zusammenarbeit erfolgte, ist nicht angegeben.

Die Schrift ist gut gegliedert: Flurformen, die bäuerliche Siedlung, Gehöftformen, bodenständiges Material, das Dach, Öffnungen, schmückendes Detail, der Raum um das Haus, Flurdenkmale und schließlich Empfehlungen, wie man die vorgelegten erläutern und anregenden Gesichtspunkte in die Praxis umsetzen sollte und könnte. Diese Hauptpunkte sind weiter aufgegliedert und mit guten und eindrucksvollen Abbildungen belegt. Es ist nichts dagegen einzuwenden, daß die Beispiele in der Überzahl aus den Randgebieten unseres Bundeslandes genommen sind, vielleicht nicht nur deshalb, weil im Zentralraum die Veränderungen in einem außerordentlichen Maße schon vor sich gegangen sind. Aber auch hier gibt es noch sehr viel zu entdecken und der Obsorge der Besitzer und der Berater zu empfehlen. Die abbildenden Beispiele und Belege sähe man daher gerne noch vervielfacht. Aber vielleicht ergibt sich noch die Gelegenheit, der Landesbaudirektion diesbezüglich präzise Wünsche vorzulegen. Denn das bisher fast unbeachtete Gebiet des bäuerlichen Stucks bedarf ebenso sehr der Hervorhebung wie der Reichtum an geschnitzten und verzierten Türen und der geschmackvoll gestalteten Tore mit ihren Granitbögen und den häufigen Jahreszahlen und Besitzermonogrammen.

Die ländliche Architektur brauchte keineswegs durchwegs im Anonymen gefesselt bleiben: Die ausführenden Bau- oder Maurermeister können in vielen Fällen festgestellt werden. Ihre Geschichte könnte ein reiches Kapitel unserer Landeskultur bieten, wenn man sich dieser Problematik in historischer Sicht einmal recht gründlich annehmen wollte. Und dies nicht nur wegen der Bedeutung dieses Sachgebietes für unsere bäuerliche Kultur, sondern auch deshalb, weil hier vielfache und ebenso bisher meist unbeachtet gebliebene Stadt-Land-Beziehungen zu verfolgen sind, für welche die Entwicklung der letzten Jahrzehnte ganz neue Akzente gesetzt hat.

Jedenfalls ist es außerordentlich wichtig, daß man in der zentralen Baubehörde unseres Bundeslandes für diese auch für die zukünftige Gestaltung unseres Landes so wichtigen Gebiete ein Interesse zeigt und derartige Publikationen herausgibt. Ihre Verbreitung in allen interessierten und noch zu interessierenden Kreisen scheint uns sehr erwünscht. Wie wichtig wäre es, die Lehrerschaft damit zu versehen, zu weiterer Mitarbeit anzuregen und zu gewinnen! Dies auch deshalb, weil unsere bäuerliche Bevölkerung für solche kulturelle Aufgaben oftmals sehr aufgeschlossen und entsprechende Anregungen gerne aufzunehmen bereit ist.

Kurt Holter

Berta Sarne, Holzdecken in Oberösterreich. Kunstjahrbuch der Stadt Linz, 1977. Wien – München, Anton Schroll & Co. 1979. 84 Seiten, 72 Abbildungen. S 150,-. – Kunstjahrbuch der Stadt Linz, 1979. Wien – München, Anton Schroll & Co., 100 Seiten, 48 Abbildungen S 150,-.

Das Kunstjahrbuch der Stadt Linz 1977 enthält eine einzige Abhandlung, eine Zusammenstellung von geschnitzten Holzdecken in und aus Oberösterreich, ohne dabei Vollständigkeit anzustreben, wie in der Vorbemerkung des Herausgebers Georg Wacha zurecht hervorgehoben ist. Das Material ist vorwiegend aus dem Linzer Raum mit einer gewissen Ausweitung nach dem Westen und aus oberösterreichischen Schlössern und

Klöstern ausgewählt. Der Raum Wels ist so gut wie nicht mehr erfaßt. Das einzige Beispiel daraus, Nr. 2, S. 23, befindet sich übrigens in der Gemeinde Thalheim, die Angabe »Ottsdorf bei Schleißheim, Wels« ist unpräzis. Aus dem Bezirk, und zwar dem Gerichtsbezirk Wels, könnte man etwa zwei Dutzend Holzdecken namhaft machen, die des Gerichtsbezirkes Lambach, dessen Kunsttopographie vorliegt, sind durch einzelne Beispiele vertreten. Abgesehen von der vielleicht ältesten datierten Decke in der Burg Wels von 1514 und von Gmunden sind viele der repräsentativen Beispiele angeführt, beschrieben und abgebildet und in den einleitenden Kapiteln auch charakterisiert. Die archivalischen Angaben umfassen freilich kaum einen Bruchteil des vorhandenen Materials.

Das Schwergewicht des erfaßten Materials liegt bei den geschnitzten Decken (Nr. 1 bis 58) wobei auch das Material aus dem Bereich der Volkskunst erfaßt ist, wenn man dieses in Gegensatz zur »Hochkunst« setzen will, welche durch Beispiele aus der ständischen Kulturpflege, die Kassettendecken mit den Nummern 59–81 vertreten ist. Die topographischen Angaben lassen einiges zu wünschen übrig. Wenn das Material für eine weitere Publikation verwertet werden sollte, wäre der Verfasserin zu empfehlen, ein Ortsnamenbuch heranzuziehen, um die vielen Ungenauigkeiten zu vermeiden. Es wäre durchaus angebracht, den politischen vom Gerichtsbezirk zu unterscheiden, etliche Male fehlt eine Bezirksangabe (Nr. 10, 47, 55–57), des öfteren ist sie falsch (u. a. Nr. 39), wobei weiter der Bezirk Grieskirchen über Würting (Nr. 23), die Bereiche von Eferding, ja sogar Linz-Land (Nr. 46) ausgedehnt erscheint. Bei Würting wäre eine Abstimmung mit den Angaben von E. Hainisch in der Österr. Kunsttopographie, Bd. 34/2 leicht möglich gewesen, auch bei Scharnstein bzw. Landschloß Ort wären die historischen Entwicklungen durchaus ergänzenswert und ergänzbar. Das Jörger-Wappen (S. 42) dürfte übrigens älter sein, als deren Einflußnahme auf die Entwicklung des Sensenschmiedwesens.

Wenn also sowohl die topographischen, als auch die historischen Angaben mit einer gewissen Vorsicht zu gebrauchen sind, das Material ist an sich wertvoll und vor allem gut abgebildet und fotografiert. Die wichtigsten Typen der volkstümlichen und der »ständischen« Leistungen sind übersichtlich erfaßt und gekennzeichnet. Ganz richtig ist auch die Gefährdung dieses Materials durch Demontagen und Abwanderungen hervorgehoben, so daß heute jede, auch eine Teilaufnahme von sich aus dokumentarischen Wert besitzt.

Das Jahrbuch für 1979 knüpft rein äußerlich an das vorhergehende an, indem es wiederum Decken, und zwar farbige Stuckdecken, an den Anfang und auf den Umschlag stellt. Gerade die Stuckdecken, deren es im oberösterreichischen Zentralraum hunderte gegeben hat und in vielen Beispielen immer noch gibt, müssen zu den Charakteristika der volkstümlichen Baukunst gezählt werden. Aber diesen gilt ja der vorzügliche Aufsatz von Manfred Koller nicht, obwohl es auch im bäuerlichen Stuck gelegentlich Beispiele von Farbigkeit gibt. Der Aufsatz Kollers, Die Farbigkeit der Stukkatur – zu ihrer Entwicklungsgeschichte in Österreich vom 16. zum 18. Jahrhundert, geht weit über den Rahmen von Linz und Oberösterreich hinaus und wird die Kenntnis dieses Jahrbuchs für alle künftigen Auseinandersetzungen mit dem behandelten Thema als Voraussetzung erfordern. Die Arbeit erscheint uns um so wichtiger, als sie nicht nur die Innenräume, sondern auch die Stuckfassaden in die Betrachtung einbezogen hat und die Erkenntnisse vermittelt, die man auf diesem Gebiet in den letzten Jahren gewonnen hat. Manfred Koller ist dafür der unbestritten beste Fachmann, was in diesem Hinweis besonders betont werden kann.

Die weitere Folge der Aufsätze ist bunt gemischt. Es mag genügen, auf diese Vielseitigkeit hinzuweisen. Werner Dettelbacher behandelt in eingehender Weise Joseph Lange, den Schwager Mozarts, in seinen Aufenthalten und damit Beziehungen zu und in Oberösterreich, Walter Potyka dokumentiert in erschöpfender Weise die österreichische

Donauflotte in Linz aber auch die weiteren Schicksale dieser Schiffe. Franz Lipp und Georg Wacha rufen Herbert Ploberger wieder in das Gedächtnis, ein Unterfangen, das auch dem Rezensenten sehr am Herzen liegt. Eine Würdigung und Auszüge aus Karl Teutschmanns Drama »Giordano Bruno« durch Heinrich Teutschmann rundet die Palette ab. Berichte und Mitteilungen und Rezensionen im Umfang von einem Viertel dieses Jahrbuchs bilden den Abschluß. Ihre Vielfalt zu würdigen muß man wohl das Jahrbuch zur Hand nehmen. Es soll nicht unerwähnt sein, daß auch dieser Teil als Dokument zur Zeit-Kulturgeschichte nicht übersehen werden sollte.

Kurt Holter

Monika Stumberger, Die Welzer. Genealogie und Besitzgeschichte einer steirischen Adelsfamilie. dbv-Verlag für die Technische Universität Graz 1980. Dissertationen der Universität Graz. 48. 526 Seiten.

Die Vorteile für die Landeskunde, die ein Bundesland in einer eigenen Volluniversität besitzt, wird an einer Arbeit wie dieser, die sich an eine ganze Anzahl von Vorgängern anschließen kann, recht deutlich und klar. Eine Forschungsrichtung, wie sie von Herwig Ebner für die Steiermark eingeschlagen worden ist, kann man von Oberösterreich aus nur mit Neid verfolgen, umso mehr, als man in diesem Bundesland ein bestehendes Institut für Landeskunde bedauerlicherweise aufgelöst hat, und Bestrebungen, durch neue Institutionen ähnlicher Art wieder neue Ansätze zu schaffen, anscheinend nicht auf das notwendige Verständnis stoßen.

Die Arbeit von Monika Stumberger gibt zunächst einen ausführlichen und wertvollen Überblick über den Stand der Forschung über die Welzer in Steiermark und Kärnten und über die einschlägige örtliche genealogische Literatur. Sie befaßt sich dann mit der Herkunft der Familie der Welzer, die etwa am Südfuß der Triebener Tauern beheimatet war und aus einer Edlinger-Familie abgeleitet werden kann. Dann folgt die überaus umfangreiche Behandlung von 14 Generationen in den Hauptlinien und einer Nebenlinie in drei Generationen bis in das 18. Jahrhundert. Die anscheinend sehr gründlich gearbeitete und mit einer sehr großen Anzahl von Quellenzitaten versehene Abhandlung wertet dieses Material anschließend in vielseitiger Weise aus: Biostatistisch, soziologisch, geistesgeschichtlich, besitzgeschichtlich. Ein Anhang über Siegel und Wappen schließt vor einer Zusammenfassung ab und wertet vorwiegend das in steirischen Archiven liegende Material aus. Die nicht sehr zahlreichen Belege aus den Siegelsammlungen des Haus-, Hof- und Staatsarchivs in Wien scheinen nur in Einzelfällen Berücksichtigung gefunden zu haben.

Es kann kein Zweifel bestehen, daß man anhand einer derartigen Bearbeitung in allen den vielen erfaßten Einzelproblemen wertvolle Parallelen zu anderweitig vor sich gegangenen Entwicklungen verfolgen kann, und daß bei der Ausbreitung des Geschlechtes vor allem über die Steiermark, einschließlich der heute jugoslawischen Südsteiermark, und über Kärnten, und etwa auch bei den Zäsuren der Reformations- und Gegenreformationszeit immer wieder interessante Gesichtspunkte auftauchen, die jeweils sachlich behandelt werden. Es sei allein aus dem Gebiete der Besitzgeschichte auf die Abschnitte über die Wehrbauten, Edelsitze, Burgen und Schlösser hingewiesen. Dabei kommt (S. 392) ebenso wie beim Liegenschaftsbesitz (S. 405) auch Oberösterreich zur Sprache. Im ersteren Falle handelt es sich um das Schloß Lichtenegg bei Wels, das aus einer Erbschaft nach Heinrich von Polheim an dessen Witwe, Maria, geborene Khevenhüller, gelangte, die zuvor Moritz VII. Welzer geheiratet hatte und am 30. März 1622 in

Klagenfurt dieses Schloß an ihren Sohn Viktor II. verkaufte. S. 250, Anm. 1107 finden sich zu Lichtenegg interessante baugeschichtliche Angaben. Die Frage der oberösterreichischen Landstandschaft (vgl. S. 264) ist anscheinend bisher ebenso ungeklärt wie der unmittelbar nächste Besitzwechsel von Lichtenegg. Nicht uninteressant ist auch der Hinweis, daß der genannte Viktor II. durch die bekannte Welser Persönlichkeit des Christoph Weiss von Würting schon 1610 in Siena Geldmittel ausbezahlt erhielt (S. 264, Anm. 1159). Für den oberösterreichischen Liegenschaftsbesitz gibt die Karte (S. 405) Auskunft. Anhand der dort angegebenen Namen kann man die weiteren Hinweise über umfangreiche und, soweit wir feststellen konnten, zuverlässige Personen- und Ortsregister leicht finden. Wir möchten nur auf den im 15. Jahrhundert erworbenen und wieder abgegebenen landesfürstlichen Lehensbesitz in und um Steyr hinweisen, der uns u. a. Hans III. im Gefolge von Ulrich Eyzinger zeigt.

Ein Quellen- und Literaturverzeichnis im Umfange von 35 Seiten und das schon erwähnte Personen- und Ortsregister, das 42 Seiten zählt, runden die wertvolle Publikation ab. Wir würden uns zahlreiche solcher Arbeiten für die Landeskunde unseres Bundeslandes wünschen, – womit wir zu unseren eingangs gemachten Gedanken zurückgekehrt sind.

Kurt Holter

Wilhelm Prastorfer, Die oberösterreichischen Sippen der Pracherstorfer. Bad Hofgastein 1980. 128 + 6 Seiten, mit Tabellen. Maschinenschriftl. vervielfältigt (Privatdruck d. Verf.).

Der Verfasser, Musikdirektor im Ruhestand, hat als familiengeschichtlich Interessierter in sehr mühevoller Arbeit die in den Matrikeln und teilweise auch in den Katastern verzeichneten Daten über die Namensträger der Pragerstorfer, Pracherstorfer und ähnlichen Namensformen zusammengetragen, die im Umkreis von Kremsmünster und südlich von Kirchdorf, also im mittleren Kremstal und seinen Nachbargebieten, aufzufinden waren. Die Fülle des Materials hat diese Arbeit nicht erleichtert, sein Bemühen, auch wirtschaftlich und soziologisch interessante Daten festzuhalten, hat dieses Datenmaterial noch erweitert. Dies um so mehr, als er jeweils wenn möglich auch auf Paten und Trauzeugen eingegangen ist und dadurch das genealogische Blickfeld in den betreffenden Fällen noch mehr vergrößert hat. Als Nichtfachmann hat er es im wesentlichen bei der Verzeichnung der Daten belassen, wenn auch in der Darstellung immer wieder eine persönliche Bewertung mit einfließt.

Da das Material im wesentlichen aus der Zeit genommen wurde, in der der Gebrauch von Eigennamen schon üblich war, – die Matrikeln datieren ja nicht oder selten vor dem 17. Jahrhundert, ist natürlich die Bindung an die namengebende Rotte kaum mehr gegeben, eine Problematik, die dem Verfasser zu schaffen gemacht hat. Die erste Hälfte der Darlegungen spielt im bäuerlichen Umkreis in relativ begrenztem Umkreis. Der Abschnitt über die Pracherstorfer als Maurer und Steinmetzen und in einem anderen Zweig als Wagner führt in das Handwerkliche hinüber, hier besonders interessant, weil aus der Maurersippe Persönlichkeiten hervorgegangen sind, die in Wien und in Brünn als Bildhauer und als Architekten wirkten (s. S. 68 f u. Anhang, S. 5) und überregionale Geltung gewannen. Diesen ist jedoch diese Studie nicht gewidmet.

Als Privatdruck könnte diese Arbeit, Frucht jahrzehntelangen ehrlichen und fleißigen Bemühens, der verdienten Aufmerksamkeit entgehen. Um dies zu verhindern und die Sammlung all der vielen Daten den interessierten Kreisen vor Augen zu halten, sei auf diese Schrift entsprechend aufmerksam gemacht. Dies um so mehr, als seinerzeit ver-

sucht worden ist, diese Arbeit in die Reihe der Veröffentlichungen des OÖ. Musealvereines aufzunehmen, was jedoch leider nicht möglich war, auch wenn die Zielsetzung durchaus der unseres Vereines als Gesellschaft für Landeskunde adäquat ist.

Kurt Holter

Franz Ortner, Reformation, katholische Reform und Gegenreformation im Erzstift Salzburg. Universitätsverlag Anton Pustet, Salzburg 1981. 320 Seiten Leinen. S 295,-/DM 41,-.

Gerade rechtzeitig für die große Landesausstellung im Schloß Goldegg (Salzburg), die dem Thema »Reformation – Emigration – Protestanten in Salzburg« gewidmet ist und die das traurige Schicksal der vor 250 Jahren erfolgten Vertreibung von rund 20 000 Anhängern der Lehre Luthers durch Erzbischof Firmian zum Gegenstand hat, erschien auch die umfassende Habilitationsschrift von F. Ortner.

Aufgrund eingehender Quellen- und Literaturstudien gelingt es dem Verf. – nicht zuletzt durch die Berücksichtigung langer Zeiträume und Entwicklungen – die Ereignisse von 1731/32 gültig einzuordnen. Obwohl man das Geschehen von damals, mit seinen für den einzelnen so betrüblichen Folgen, nicht entschuldigen und beschönigen kann, wird man zugestehen müssen, daß nicht nur konfessioneller Fanatismus am Werk war, sondern auch die Angst vor der Gefährdung der Eigenstaatlichkeit des kleinen Erzstifts durch den Kryptoprotentantismus. Bei einem weltlich-geistlichen Staat mußte das Vorhandensein einer großen Zahl Andersgläubiger noch mehr als in anderen Ländern als potentieller Unruheherd empfunden werden.

O. betont auch, was mir z. B. auch im Zusammenhang mit dem großen oberösterreichischen Bauernkrieg aufgefallen ist, in der Fachwelt aber kaum eine Resonanz gefunden hat, wie sehr das Bekenntnis zum Protestantismus oft nur ein Symptom für eine soziale Unzufriedenheit war. Freilich läßt die komplexe Situation keine saubere Trennung der Motive zu.

Für die Protestanten bedeutete die gewaltsame Emigration nicht nur Trübsal und Leid, sondern gleichzeitig eine gewaltige Propaganda für ihre Sache. Es genügt, in diesem Zusammenhang auf die missionarische Kraft der »Sendbriefe« des Exilanten Josef Schaitberger zu verweisen.

Man muß O. für seine unparteiische Darstellung, auch wenn sie vermutlich nicht nur auf Gegenliebe stoßen wird, aufrichtig danken. Er hat damit einen wichtigen Beitrag zur Diskussion und wohl auch zur weiteren Versachlichung der Reformationsgeschichtsschreibung geleistet.

Daß der Titel des Buches auf dem Schutzumschlag nicht mit dem des Deckblattes übereinstimmt, sei abschließend angemerkt.

Rudolf Zinnhobler

Max Haager, »Die instrumentale Volksmusik im Salzkammergut«. Hg. von Wolfgang Suppan (Institut für Musikethnologie an der Hochschule für Musik und darstellende Kunst in Graz). Musikethnologische Sammelbände, Bd. 3, Graz 1979. 136 Seiten. S 300,-.

Das von Wolfgang Suppan geleitete Institut für Musikethnologie hat den dritten Band seiner »Musikethnologischen Sammelbände« zur Veröffentlichung einer Dissertation

bestimmt, die der einer Familie aus dem oberösterreichischen Salzkammergut entstammende Max Haager 1932 an der Universität Wien vorgelegt hatte. Haager war Gymnasiast in Linz und bis 1927 Lehrer in Schörfling am Attersee. Wenn nun erst jetzt nach fast einem halben Jahrhundert seine Doktorarbeit über ein volksmusikkundliches Thema allgemein zugänglich gemacht wird, dann sollte man glauben, dies sei leider zu spät, weil sich die untersuchte Situation zumindest geändert habe. Im Gegenteil! Mag sein, daß man heute nicht mehr von einer ungebrochenen Überlieferung im Salzkammergut sprechen kann, wie sie Max Haager als wissenschaftlich-kritischer Beobachter, aber auch als Volksmusikant noch erleben durfte, doch haben sich die Merkmale der instrumentalen wie auch vokalen Volksmusik in dieser oberösterreichischen Landschaft als auch das Musiziergefühl ihrer Menschen, ihre Vorstellungen und ihr Musikverhalten kaum geändert.

Was Haager an den Schluß seiner Dissertation als Wunsch stellt, nämlich »ein nach Möglichkeit umfassendes Bild der instrumentalen Volksmusik dieses Gebietes zu umreißen, Zusammenhänge und Gesetzmäßigkeiten aufzudecken«, das ist ihm in vollem Umfang gelungen. Der an den Erscheinungen der musischen Volkskultur Interessierte findet eine glänzende Analyse nicht nur der salzkammergütlerischen, sondern der alpenländischen Volksmusik schlechthin vor. Freilich, diese Arbeit wendet sich überwiegend an den Theoretiker und nicht so sehr an den praktizierenden Volksmusikanten, obgleich auch er nicht ohne Gewinn dieses Buch aus der Hand legen dürfte. Der Autor untersucht die »instrumentale Volksmusik im Salzkammergut« in sechs Richtungen; er fragt nach Eigenart oder landschaftlicher Besonderheit und stellt zahlreiche Notenbeispiele für die Kapitel Melodik, Harmonik, Metrik, Rhythmik, Mehrstimmigkeit und Form bei. So belegt er die Vorliebe für die (Akkord-)Zerlegungsmelodik und Weiträumigkeit der Melodieschritte, die vor allem für die süddeutsche Volks- wie auch Kunstmusik kennzeichnend ist. Er erschließt die Verbindungen gegenwärtiger Klangvorstellungen mit Primärformen, wie sie Jugitzer, Almschrei und die Eigentümlichkeiten des Tonvorrates alter Instrumente verraten.

Der Verfasser geht dem Phänomen des gradtaktigen Salzkammergutlandlers, dem sog. »Stessen«, das zur Taktumbildung des sonst üblichen $\frac{3}{4}$ -Takt-Landlers führte, ebenso nach, wie der Eigentümlichkeit des $\frac{3}{8}$ -taktigen Schützentanzes, der übrigens heute noch von den Schweglern und Trommlern einwandfrei gespielt wird. Gut lesbare und einleuchtende graphische Darstellungen und entsprechende Notenbeispiele machen selbst dem Außenstehenden die bewundernswerte Kunst des Paschens deutlich. Haager meint begleitend dazu, »das Salzkammergut hat eine solche (metrische Motivik) auf das Klangliche völlig verzichtende, bloß lärmrhythmische musikalische Ausdrucksform zu hoher Ausbildung gebracht«.

Derartige, auf den Wesenskern der Volksmusik eingehende Untersuchungen, wie sie Haagers nun endlich im Druck veröffentlichte Dissertation darstellt, sind leider sehr rar, wenn man von verstreut erschienenen Beiträgen in Fachzeitschriften absieht. Man ist daher dankbar für diese Publikation und hofft, daß sich in musikwissenschaftlichen Instituten so manche Beispielfolgen zeigen mögen.

Rudolf Fochler

ZOBODAT - www.zobodat.at

Zoologisch-Botanische Datenbank/Zoological-Botanical Database

Digitale Literatur/Digital Literature

Zeitschrift/Journal: [Jahrbuch des Oberösterreichischen Musealvereines](#)

Jahr/Year: 1981

Band/Volume: [126a](#)

Autor(en)/Author(s): diverse

Artikel/Article: [Besprechungen und Anzeigen. 347-362](#)